

auch bei meinen Vorfahren, in ihren Verbindungen zueinander, »halt so ergeben« haben mag.

Bei aller Internationalität meiner Herkunft kann ich aber doch über eines froh sein: daß ich irgendwo im deutschen Sprachraum aufgewachsen bin, wenn eben, kriegsbedingt, auch an sehr verschiedenen Orten. Wenn ich es – auch heute noch – als niederdrückend empfinde, auf die von uns Deutschen hervorgerufenen Ereignisse und Taten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts blicken zu müssen, so freue ich mich auf der anderen Seite, in die deutsche Sprache hineingeboren zu sein, was mir – anders als einem, der in einer anderen Sprache groß geworden ist – den Zugang zu großartigen geistigen Schöpfungen erleichterte, ob ich nun an Kant und Hegel oder an Goethe, Schiller und Hölderlin denke. Aber an Weimar kann ich nicht mehr denken, ohne an Buchenwald erinnert zu werden. Das ist die dunkle Kehrseite meines Bewußtseins, ein Deutscher zu sein.

Aufgrund der Vorgeschichte meiner Familie ist es aber wohl eher als ein Zufall zu bezeichnen, daß ich Rohloff heiße und nicht Maurischat, Becker oder Scharotzki.

Aber was sind eigentlich Namen? Vielleicht doch nur »Schall und Rauch«? Oder muß man vielleicht mit Dschuang Dsi, einem Taoisten des alten China, sagen: »Der Name ist der Gast der Wirklichkeit« und mehr eben nicht!

Ähnlich wie mit den Personennamen in meiner Familie verhält es sich auch mit den Namen der beiden Hauptstätten meiner Kindheit, mit dem Namen des kleinen Dorfes, in dem ich im Jahre 1931 zur Welt kam, und mit jenem der kleinen Stadt, in der ich aufwuchs. Nannte man das Dorf noch zur Zeit meiner Geburt »Baubeln« – ein Name, der einen schönen geheimnisvollen Klang, wie ich denke, hatte –, so wurde 1938 in der Naziherrschaft daraus ein banales »Windberge«, worin aber immerhin noch der Höhenrücken, auf dem das Dorf lag, zu Wort kommt. Heute hätte es wohl einen russischen Namen, ja hätte es wohl – wenn es dieses kleine Dorf noch geben würde. Aber vor der größtiefiligen Geschichte hat es nicht bestehen können.

Ebenso erging es dem Namen der kleinen Kreisstadt des Landkreises, zu dem auch Baubeln gehörte. Als wir – es war wohl das Jahr 1936

oder 1937 – dorthin zogen, hieß diese Stadt noch »Stallupönen«. Auch diese kleine Stadt verlor diesen schön klingenden Namen und hieß ab 1938 »Ebenrode«. Heute heißt sie »Nesterov«, denn sie gehört, wie der gesamte ehemalige Landkreis, zum Kaliningrader (Königsberger) Gebiet, zum »Kaliningradsckaja Oblast«.

So kurzatmig kann Geschichte sein, wenn sie Stiefel trägt, – so kurzatmig, daß ein Mensch wie ich, mit dieser kleinen Stadt, in der er einmal lebte, drei Namen verbinden muß. Sind Namen nicht doch nur ein »Gast der Wirklichkeit«?

## Ein Landstrich im Osten

Ohne mich hier in die Geschichte dieses Landstrichs, dem ich entsprungen bin, zu verlieren – sollen dies doch die Historiker tun –, muß ich aber doch an den häufigen Wechsel seiner Obrigkeit erinnern. Ursprünglich von dem westbaltischen Volk der Prussen<sup>3</sup> besiedelt, brachten dann die Ordensritter mit Feuer und Schwert nicht nur den christlichen Glauben, sondern sie nahmen – dies hat man wohl als eine sehr eigentümliche Form der Missionierung anzusehen – auch das Land in Besitz. Zudem wurden von Papst Gregor IX die Ordensritter »mit Verbeißung der Vergebung aller Sünden« aufgefordert, »das schwere Unrecht zu rächen welches dem Gekreuzigten im Lande der Prußen zugefügt worden sei« (Baumann, 103). Das war sozusagen eine absolutio generalis oder auch eine absolutio a priori – Lossprechung von Schuld ohne Ansehung der begangenen oder noch zu begehenden Taten und Untaten.

Dabei ist es heute kaum möglich, diese Untaten der Ordensritter vor uns auszubreiten, denn »1416 ließ Hochmeister Kuchmeister in Braunsberg Schriften einsammeln und verbrennen, in denen das Verhalten der Ordensritter kritisiert wurde« (Szillis-Kappelhoff, 25).

Nachdem dann die Ordensritter ihre Macht verloren hatten, ging das Land dieses Landstrichs in den Besitz des Herzogtums Preußen, und damit des späteren Königreichs Preußen, über. Gemäß ihren verschiedenen Herrschern änderte sich auch die Bezeichnung dieses Landstrichs. Nannten die Prussen dieses östliche Gebiet des ehemaligen Ostpreußen noch »Nadrauen« und »Sudauen«, so war zur Zeit der Ordensherrschaft auch von der großen »Wildnis« dieser Gegend die Rede.

---

3 Baumann, Karl, Die Prußen – Ein sympathisches Volk zwischen Weichsel und Memel, Leer 1991, Graichen, Gisela/Gretzschel, Matthias, Die Prussen – Der Untergang eines Volkes und sein preußisches Erbe, Frankfurt a. M. 2011 und Szillis-Kappelhoff, Beate, Prußen – die ersten Preußen, Geschichte und Kultur eines untergegangenen Volkes, 2014 (Lindenbaum Verlag)

Während der preußischen Herrschaft drückte sich die geringe Bedeutung des Nationalen oder Völkischen aber darin aus, daß man diesen Landstrich auch »Preußisch-Litauen« nannte. Dieses Moment des Internationalen in der Bezeichnung verliert sich natürlich dann, wenn man diese Gegend ›Kleinlitauen‹ nennt, wie es die Litauer, von jenseits der Grenze, gerne taten und heute noch tun: »Für die Litauer ist Preußisch-Litauen ihr ›Kleinlitauen‹« (Pölking, 129). Damit meldet sich eine Geschichtsschreibung zu Wort, die *national* ist und das Moment der *ethnischen Vielfalt* in Preußen übergeht. Es wird eben außer Acht gelassen, »dass Preußen bis zu den Einigungskriegen kein ›deutscher‹, sondern ein multiethnischer Staat war« (ebd., 131). Außer Acht gelassen wird auch dies, daß die preußischen Litauer protestantisch, die Litauer aber jenseits der Grenze Ostpreußens (oder »Preußisch-Litauens«), katholisch waren (ebd., 24). Außerdem schreibt Kossert: »Daß Litauisch die Muttersprache vieler Ostpreußen war, bedeutet nämlich nicht, daß sie auch ein prolitauisches nationales Bewußtsein hatten, vielmehr war die ostpreußische Vielsprachigkeit zurückzuführen auf die jahrhundertlang geübte Toleranz« (Kossert, 18).

Erst das Heraufkommen der Ideologie des Nationalen veränderte diese Toleranz, und damit auch die Geschichtsschreibung von allen Seiten her: »Auf deutscher Seite sah man den litauischen Spracheinfluß in Ostpreußen weniger gern und suchte ihn, je mehr die nationalen Gefühle sich in den Vordergrund drängten, zu reduzieren, während die nationalistischen Kreise Litauens das gegenteilige Interesse verfolgten und ihn über seinen Verbreitungsgrad hinaus hochspielten« (Kossert, 170).

Damit ist dieses Moment der Toleranz, das es im Preußischen gab, dann auch von der deutschen Seite her durch die Heraufkunft des Nationalen mißachtet worden, indem man Deutsch zur Schulsprache per Order erklärte. Allerdings haben wir dabei auch daran zu denken, daß die deutsche Sprache den Eingewanderten auch größere Aufstiegschancen gewährte und somit zumindest eine Zweisprachigkeit auch in ihrem Interesse lag. Und ein Notabene von heute: Wir verlangen ja auch heute in unserem demokratischen Staat, daß die Eingewanderten sich des Deutschen bemächtigen sollen.

Zudem kann man sagen, daß in diesem abgelegenen Landstrich sich nicht alles nach den zentralen Wünschen und Anordnungen von heute auf morgen umgestaltetem ließ. So hat sich in einzelnen Orten das Litauische, besonders im kirchlichen Bereich, noch relativ lange gehalten. Insbesondere sind dabei wohl die Gottesdienste zu nennen. Die deutschen Pfarrer hatten ja zur Zeit der preußischen Herrschaft die litauische Sprache zu erlernen, um in beiden Sprachen predigen zu können (Pölking, 131). So wurde 1907 immerhin »noch in 69 Kirchen Ostpreußens litauisch gepredigt« (Kossert, 171), und über Tilsit und Ragnit heißt es: »Nach 1933 wurde der litauische Gottesdienst eingestellt und nur zu besonderen Anlässen noch in Tilsit und Ragnit bis 1944 (!) zelebriert« (Kossert, 171).

Auch für meine nähere Heimat ist ein langsames Überwiegen der deutschen Sprache im kirchlichen Bereich festzustellen. So berichtet der deutsche Pastor aus Pillupönen, einem Dörfchen, das nicht weit von meinem Geburtsort entfernt lag: »Die letzte litauische Abendmahlsfeier am Himmelfahrtstag 1927 vereinte nur noch einen kleinen Kreis« (Grenz, 186). Das war immerhin nur vier Jahre vor meiner Geburt.

Die in den verschiedenen Arbeiten der Historiker vorgelegten Statistiken über die Sprachzugehörigkeit sind allerdings auch heute noch mit Vorsicht zu genießen, denn sie begnügen sich meist mit den zwei Kategorien: »deutschsprachig« und »litauischsprachig«, und haben dabei wohl sehr oft die »zweisprachigen« Vertreter, die es in großer Zahl unter den Litauern, in kleiner Zahl auch unter den Deutschen gab, einfach den »Deutschsprachigen« zugeschlagen.

Überhaupt hat man die Berichte der Historiker in der Zeit der nationalen Ideologie sehr kritisch zu sehen, gleich aus welchem Land sie kommen. So schreibt Kossert: »Betrachtet man das historische Gedächtnis der um Ostpreußen ringenden Nationen, muß man auf allen Seiten ein gezieltes Ausblenden konstatieren« (Kossert, 10). Kein Nationalstaat, glaube ich, – weder der deutsche noch der litauische noch der polnische – kann wohl von sich sagen, daß er die Geschichte Ostpreußens objektiv und interessefrei dargestellt hat. Erst in unserer heutigen Zeit, da das Denken in nationalstaatlichen Kategorien durch